

Unter egyptischer Sonne.

Roman aus der Gegenwart von Katharina Mittelmann.

(I. Fortsetzung.)

„Sie waren verlegt durch das Benehmen des Senor Salinas,“ begann er, eine Zigarette aus dem Etui nehmend, das er zuvor Harald angeboten hatte. „Der Tabak ist gut, nicht wahr? Darauf verließen sich die Herren Türken. Ja, Sie dürfen nicht den Maßstab Ihrer Gesellschaftskreise an Salinas legen!“ fuhr er fort. „Der Mann hat ein tolles Abenteuerleben hinter sich, hat sich aus dem Nichts emporgearbeitet, ist ein ganzer Kerl, glauben Sie mir, trotz seiner Kowidj-manieren. Umsonst verdient man seine Millionen nicht. Und was das Beste an ihm ist: er weiß, was ihm fehlt, hat Ehrfurcht vor der Bildung. Sehen Sie nur, welche Erziehung er seinen Kindern giebt! Da ist ihm keine Ausgabe zu groß. Sie sollen mehr, Besseres werden als er, das ist sein Traum.“

„Hm,“ erwiderte Harald, „die unverschämte Präherei dieses Pantees ist widerwärtig.“

„Für mich nur ein wenig lächerlich,“ fiel Braun ein. „Er rennert mit dem Erwerb seiner Millionen, weil er nichts Besseres hat, womit er rennert, könnte und doch fühlt, daß es feldes in der Welt giebt.“

Harald schweig überließ sich durch das milde und doch freie Urtheil. „Sie scheinen ja eine sehr bevorzugte Stellung in der Familie einzunehmen,“ sagte er dann.

„Aberdings — fühle mich auch sehr wohl in derselben. Ich liebe die Welt und Menschen kennen.“

„Egyprien — das ist jedenfalls ein Gewinn. Uebrigens machen ja Frau Salinas und die Kinder einen sehr günstigen Eindruck.“

„Sie ist eine vortreffliche Frau,“ rief der Andere, „und Miß Mary ahmt ihr nach.“

Harald hob lächelnd den Finger. „Nun, Herr Braun, wird das nicht gefährlich?“

„Für wen? Für mich oder für Miß Mary?“ gab der ruhig zurück.

„Für Sie Beide!“

„Dah ich ein Thor wäre!“ entgegnete Braun. „Und was Miß Mary anbetrifft, — Sie kennen wohl die Amerikanerinnen nicht?“

Am nächsten Vormittag machte Harald die übliche Rundfahrt durch Alexandria, von der er recht enttäuscht zurückkehrte. Weder seine historischen Kenntnisse, noch sein Interesse reichten aus, ihm die große Vergangenheit der eintägigen Weltstadt lebendig zu machen, und gegenwärtig erschien ihm das ärmliche Nest nur für den Handel von Bedeutung. So fuhr er denn mit dem Nachmittagsszuge und nach Erlegung unzähliger „Bacchisch“ an die Hotelbedienten nach Kairo, wo er nach beinahe vierstündiger Reise Abends ankam und im „Hotel du Nil“ Wohnung nahm.

Als er am nächsten Morgen aus der Thür seines Zimmers trat, befand er sich auf einer Terrasse, von der er in einen herrlichen Garten hinabsah. Eine schlanke Palme stieg terzengrade hoch in die Lüfte empor, ihr grünes Schieber der Sonne entgegenstehend, während unter niedrigen, Schatten spendenden Büschen große seltsame Wunderblumen, die er nie gesehen, blühten.

Schlingengewächse mit üppigen, blauen Blüten kletterten an den zierlichen Holzgittern, welche die Terrasse trugen, hinauf und umkleideten die Mauern des Hauptgebäudes, das mit dem Gartenhaufe durch einen niedrigen Seitenflügel verbunden war. Drogen vom Dache oder hob sich ein Ausflüchtsturm hoch in den tiefblauen Himmel hinein. Harald war es, als träume er noch. Der erste Frühlingmorgen schien die Erde mit allem Zauber, der ihm zu Gebote stand, zu schmücken — und doch war's Mitte Januar, und dahem lag die Welt in Schnee begraben. Er stieg die Holzterrasse in den Garten hinab, setzte sich in einen der bequemen Armstühle und erhob sich gleich wieder, um die nach dem Garten offene elegante Gesellschafts- und Lesräume zu betrachten, die den Seitenflügel des Hauses einnahmen. Hier war er wirklich im Orient! Niedrige Divans, grelle, bunt befleckte Vorhänge und Decken, echt türkische Teppiche auf Boden und Wänden, zierliche Holzarbeiten und Entzückungen empfingen ihn und entzückten sein für Luxus und Pracht empfängliches Gemüth. Und als er nun, nachdem er geküßt, in die enge Gasse vor dem Hotel hinaustrat, in der die Kutschknechte mit ihren Thieren bereit standen, und Führer und Bettler ihn umdrängten, gerieth er wieder in jene Stimmung, die ihn gestern nach der Ankunft befallen. Er suchte ein paar englische Broden zusammen, um in dieser Sprache mit dem Gesindel, das ihn höchlichst erheiterte, zu scherzen, und ging dann, alle Begleitung ablegend, bei nur wenigen Schritten entfernten Muski zu,

der Hauptgeschäftsstraße Kairo's. Er wollte sich selbst nach dem Plane zu rechtfinden. Doch fürs Erste kam er nicht weit, denn das unendlich bewegte Volksleben, das mit dem vordringenden Morgen von Minute zu Minute wachsende Gemüth, die wundervolle Staffage von Moscheen, Minaretten, geschmückten Ertern und Balkonen festelten ihn so sehr und boten seinen Augen eine solche Fülle immer wechselnder herrlicher Bilder, daß er sich nicht davon trennen konnte. Die langen Züge von beladenen, würdevoll zwischen Wagen, Eseln und Menschen dahinschreitenden Kamelen, die bunten, prächtig gekleideten, den Equipagen voraneilenden Sais, die Verkäufer mit ihren mannigfaltigen Waaren, die Wasserträger, die aus ihren Ziegelschälchen flache Becher füllten und den Vorübergehenden darreichten; die nach der Straße offenen Läden und Werkstätten, in denen man die fremdartigsten bunten Gestalten sah, liegen, kauern und arbeiten sah, die Weiber mit den Kindern auf der Schulter, die in ihrer Vermummung Fledermäusen ähnlich waren, und die wie Schatten in dem lichten Gemälde wirkten — das war ja Alles so neu, so unendlich malerisch interessant und schön, daß Zeit dazu gehörte, es zu betrachten. Endlich war Harald aber doch in die Rue neuwe gelangt und trat nun, dem Menschenstrom folgend, in die enge Bazarstraße ein, als er vor sich, wenige Schritte entfernt, die schöne Engländerin erblickte, auf dem Rücken eines Esels sich durch das Gemüth windend. Er folgte ihr, so schnell es die Menschenmassen erlaubten, und kam gerade recht, ihr aus dem Sattel zu helfen. Da er bemerkte, daß sie suchend nach einem Pressfingerring schaute, hielt er die Hand hin, damit sie den Ring darauf setze. Sie nahm ohne Weiteres seine Unterstützung an; er fühlte einen Augenblick den zierlichen Stiefel in seiner Linken; gleich darauf aber drückte er mit der Rechten die Hand der jungen Dame, die diese ihm mit erstem Lächeln entgegenstreckte. „Das war aber liebenswürdig, mein Herr. Wollen Sie so gütig sein, auch meiner Freundin zu helfen?“ rief sie.

Run er bemerkte er die zweite Dame, die soeben herangeritten kam. Er überlegte sich mit Vergnügen, daß auch sie ziemlich jung und hübsch sei, eine anmuthige kleine Person, gut gewachsen und gekleidet, der er sogleich ansah, daß sie das Reiten verstände und sich zum Husaren eignen würde. Inbessenen sprang sie gleichfüßig ab, faum die Hand berührend, die er ihr bot, und rief: „Dante, Herr von Sperber!“

„Aber, woher wissen Sie —“ stammelte er überrascht.

„Die Welt ist rund!“ antwortete sie lachend. „Dah Sie mich nicht erkennen, zeigt nur, wie — beschäftigt Sie damals waren.“

Ihre pointirte und absichtliche Redeart berührte ihn unangenehm, und doch meinte es ihn daraus an wie heimathliche Luft — Berliner Luft, füglich konnte er ja Berlin auch seine Heimath nennen.

„Ich muß Sie wirklich bitten, meine Gnädigste, mir zu erklären —“

„Meine Freundin traf Sie in einer Gesellschaft bei den Kriegsministern,“ mischte sich die Engländerin ein. „Aber wir verpörrn das Weg-Runi wollen Sie die Donkeys zählen? Der Baron wird uns gewiß nach Hause begleiten.“

Er verbeugte sich zustimmend und schaute: entzückt das schöne Menschenbild an, das sich so zutraulich, als sei er ein alter Bekannter, unter seinen Schutz stellte. Ihre blauen, sternklaren Augen suchten die seinen — es wollte heiß in ihm empor. Nur mühsam fand er die Worte wieder.

„Sie sprechen so gut deutsch,“ sagte er, um sich etwas zu sagen, „das findet man selten bei Engländerinnen.“

„Das macht, weil ich eine Schwester an einen deutschen Offizier verheiratet habe,“ entgegnete sie. „Bei der war ich viel zu Besuch, und daher kenne ich auch Fräulein von Umsattel.“

„Haben Sie ihm doch meinen Namen verrathen, Daisy! Er sollte selbst darauf kommen,“ rief die Andere.

„Doch nun will ich Sie erst regelrecht vorstellen: Herr von Sperber — Freiherr, nicht wahr? — Mrs. Summers, geborene Glendower, Tochter des Lord Glendower und der Lady Juliet Glendower, Countess of Harmon.“

„Sie haben das aber gut auswendig gelernt,“ bemerkte Mrs. Summers mit gutmüthigem Spott. „Aber was haben Sie, Herr Baron? Ist Ihnen nicht wohl?“

In der That, ihm war nicht wohl.

Er merkte soeben, daß die Folgen der schweren Krankheit doch noch nicht völlig überwunden seien. Die Nachricht, daß die schöne Engländerin verheiratet sei, hatte ihn seine Nerven wieder fühlen lassen.

„Nichts von Belang“, entgegnete er, „bin noch ein wenig angegriffen nach einem bösen Anfall, bei dem ich mit das Sterben anprobirt habe. Wollen wir nicht weitergehen?“

Er sprach in einem kühlen trockenen Tone, der stark von dem warmen Klang abwich, den seine Stimme bisher besessen.

„Poor man!“ sagte Mrs. Summers mitleidig, während die kleinen grauen Augen des Fräuleins von Umsattel sich forschend auf ihn hefteten.

Sie traten in die Gassen ein, welche an den Teppichbazar entlang führen, und durchwanderten, hintereinander schreitend — denn um zu Zweien oder Dreien nebeneinander zu gehen, waren die Gassen viel zu eng — den Bazar der Schuhmacher, in dem Tausende von rothen und gelben Saffianschuhen wie sie im Orient gebräuchlich sind, hingen, dann den Bazar der Gewürzträger, den ein durchdringender Geruch weithin antündigte, und in dem neben den in hohen Tonnen aufgeschichteten Nellen, dem Zimmt, Pfeffer und unzähligen anderen Gewürzen alle Wohlgerüche des Orients feigebalten wurden. Von allen Seiten angerufen, von den mit gekreuzten Beinen in den Buden sitzenden Händlern, ließen sich die Damen zu Einkäufen verleiten, und Harald stand ihnen bei, erwarb sogar selbst ein Flacon mit Rosenöl und bereicherte seine Kenntnisse, indem er Amira und andere fremdartigen Essenzen untersuchen lernte. Als nun aber die Drei in die eigentlichen Fremdenbazar gelangten, wo Alles, was das Herz europäischer Reisenden erfreuen kann, und was das Morgenland an reizenden Waaren hervorbringt, aufgestellt war, da hatte die Wanderung ihr Ende erreicht, denn die Damen gerieten aus einem Entzücken in das andere. Vor jeden Ausläufer ward Halt gemacht; hier gab es Stoffe und Gewebe von seltener Schönheit, dort Straußeneier, hier Schmuckstücke aller Art, dort die prächtigen Goldstickereien der Haremsskinnen zu bewundern. Während die Freundinnen sich von den letzteren gar nicht trennen konnten, ging Harald, etwas ungeduldig und gelangweilt durch deren seiner Meinung nach etwas zu weit gehenden Enthusiasmus über diese Pugartikel, einer Bude zu, wo er edle Damascener Klinge und türkische Waffen fand; daneben hielten braune Rubier und schwarze Aeffsimier, in deren wilden Haarschöpfen Pfeile staken, und die Ringe in den Ohren und Nasen trugen, ihre Waaren feil: Ketten und Behänge, Musikinstrumente und Flechtwerk. Hier haute die Menge der Reisenden, die jetzt die Gänge füllten und einen interessanten Kontrast zu den „wildem Männern“ bildeten, und man konnte kaum noch weiter.

Engländer, von deren Hut ein weißes Tuch zum Schutz gegen den Sonnenbrand herabhing, bildeten die Mehrzahl; doch auch deutsche und französische Laute erklangen am Sperber herum, der dem Treiben, an eine Ecke gekant, zuschaute und sich an den grellen Sonnenschein freute, die in die überdeckten, dämmernen Gänge fielen.

Neben ihm begann der Bazar der Metallwaaren, und er sah einem Arbeiter zu, der eifrig am Werke war, vorgezeichnete Koransprüche auf eine der großen runden Messingplatten zu ritzen, die auf Holzgestelle gesetzt, vor den niedrigen Divans die Rolle von Tischen zu spielen haben. Mit einem spitzen, scharfen Instrument hämmerten und ritzten dort eine ganze Reihe von jungen Männern äußerst schnell und geschickt all diese reizenden Becher, Schalen und Kannen zurecht, die auch in Deutschland schon so große Verbreitung gefunden haben.

Endlich aber wurde Harald des Wartens überdrüssig. Wels' einen Grund hatte er denn eigentlich, eine Stunde für diese Engländerin zu verlieren, die doch — sehr todt! war. So trat er auf die Bude zu, an der sie noch immer handelte und erklärte, daß er fürchte, sie kämen zum Lunch zu spät, wenn sie jetzt nicht aufbrächen. Zehn Minuten später hatten sie sich dann wirklich, überglücklich über die erkundeten Stidereien, losgerissen, und Sperber führte sie, ihnen voranschreitend, sicher durch das Gewir der Gassen der Rue neuwe zu und durch die Muski und ein paar angrenzende breite Straßen des europäischen Viertels nach Sheppard's Hotel, wo die Damen wohnten. Sie bewunderten ihn außerordentlich wegen seiner Fähigkeit, sich zurecht zu finden, und als er nun auf geradem Wege zwischen ihnen schritt, wäre er beinahe wieder dem Zauber von Mrs. Summers' Liebenswürdigkeit erlegen. Doch er wappnete sich als eifriger Deutscher, gegen die verführerische Schöne und unheimlich sich mit Fräulein von Umsattel, deren Namen er wohl kannte, wenn er auch ihre Person vollkommen vergessen hatte.

„Ich sah freilich nur an Ihrer linken Seite beim Souper,“ erzählte sie ihm, ein wenig nervös lachend. „Rechts hatten Sie die Frau von Armin, die hübsche Wittve, die nachher den langen Boden von den Garbedragern beirathete; der machten Sie aus Leidenschaft die Cour — und übersehen — mich.“

„Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, gnädigste Fräulein,“ entgegnete er. „Da sie eine Wittve war, mußten Sie mich schon verzeihen. Sie kennen ja unsere Schwäche! Schöne Wittven sind für uns ein gefährlicher Anreiz!“

Was hatte er denn da gesagt, daß die Heiterkeit seiner Begleiterinnen herausfordern konnte? Fräulein von Umsattel lachte ihm lustig ins Gesicht, während es links neben ihm in den tiefsten Vogelkauten zwitscherte, und erst als er Mrs. Summers' Wangen von Rosenroth überdeckt sah, ging ihm ein Licht auf. Zugleich aber durchlachte ihn eine so helle Freude, daß er in das Gelächter einstimmt, indem er rief: „Ich hatte wirklich keine Ahnung, Mrs. Summers, — ich hielt Sie für verheiratet.“

„Glauben Sie, dah ich ohne mein Gemüth in die Welt herumziehen würde, Mr. Sperber?“ fragte sie treuherzig, den Kopf ein wenig auf die Seite neigend und einen kleinen Seufzer ausstößend. Auch veruchte sie offenbar, ihrem Lächeln einen schwermüthigen Ausdruck zu geben. Doch das gelang ihr nicht recht; die Augen ließen es nicht zu.

„Ich dachte, — ich glaube —“ stolperte er, und es entging ihr nicht, daß seine Stimme den harten Ton von vorher verloren hatte.

„Oh, my poor, dear husband is dead,“ entgegnete sie, „seit drei Jahren schon, und ich füh' mich so nutzlos in der Welt, so langweilig, dah ich reifen muß, um mich zu zerstreuen.“

Er hätte ein herzloser Barbar sein müssen, um nicht Mitleid zu empfinden — mit dem „poor dear husband“, dem nicht mehr im Licht dieser Augen zu wandeln vergönnt war. Außerdem fühlte er sich sehr geneigt, zur Zerstreuung der reizenden Wittve das Seinige beizutragen.

„Und Sie, mein gnädigste Fräulein, haben die gleiche böbliche Ansicht?“ wandte er sich an Fräulein von Umsattel. „Ich bewundere Ihren Muth! Man ist es bei deutschen jungen Damen nicht gewöhnt, sie ohne männliche Begleitung auf Reisen zu sehen.“

„Und Sie finden das sehr abenteuerlich und emanzipirt, sagen Sie's nur ruhig,“ fiel sie ihm ins Wort.

„Was wollen Sie? Da ich mich jetzt noch nicht unter das Ehejoch gebeugt habe, benutze ich meine Freiheit, um mir die Welt einmal von der muschammedanischen Seite anzusehen. Ich habe eine Vorliebe für die Herren Türken!“

Mrs. Summers ließ ein lachendes: „Aber Anni!“ vernehmen.

„Der vorzügliche Tabak, den sie rauchen, kann doch nicht der Grund sein?“ meinte er.

„Auch den würdige ich vollkommen, doch ist es vor Allem die Vielweiberei, die ich schätze.“

Sie waren vor Sheppard's Hotel angelangt, und Harald wollte eben lachend auf Fräulein von Umsattel's Worte erwidern, als die Glocke im Flur zu läuten begann. Mrs. Summers warf einen Blick auf ihre Uhr, streckte Harald die Hand hin und rief: „Good bye, Mr. Sperber. Auf Wiedersehen! Kommen Sie doch zum sive o'clock tea auf der Terrasse.“ Damit eilte sie die Stufen empor, und ihre Freundin folgte ihr, indem sie rief: „Die Erklärung folgt ein andermal.“

Es war auch für Harald die höchste Zeit, zurückzukehren, wenn er das Frühlicht nicht versäumen wollte. Daher nahm er eine der vor dem Gasthof wartenden Droschken und fuhr in sein Hotel. Im Speisesaal fand er bereits die ganze Gesellschaft bei Tisch. Er setzte sich auf einen der leeren Plätze am untersten Ende der Tafel und ließ, erwartend, daß ihm der erste Gang des Lunch servirt werde, sein Auge über die zahlreichen Gäste hinschweifen, die sich, schweigend, der Arbeit des Essens hingaben. Wieder, wie so oft schon auf der Reise, fiel es ihm auf, daß doch die Menschen außerordentlich unglücklich seien! Wie er so die Reihen entlang blickte, fand er unter allen diesen Geschickern kaum eines, das ihn angesprochen hätte. Und es waren doch lauter Landleute, und zwar solche: aus den wohlhabenden Kreisen, denn andere konnten einen Aufenthalt in diesem Hotel kaum erkaufen. Als jetzt die Kellner die Keller abnahmen, kam etwas Leben in die Gesellschaft. Ein Gefurr von Stimmen erhob sich; hier und da entspann sich eine leise geführte Unterhaltung zwischen Familiengliedern oder Reisegenossen. Eine Gemeinamkeit existirte nicht; die Leute schienen sich unzureinander nicht zu kennen. Alle diese geheimräthlichen, kommerzienräthlichen und Rentierscheinungen, denen Beruf und Herkunft von der Seite zu lesen war, und die im lieben Vaterlande ihn schon wenig angezogen — hierher schienen sie

ihm zu passen wie die Haut auf's Auge! Und wie spießbürgerlich die Damen aussehnen! Da fehlten wirklich nur noch Strickstrumpf und Kassetasse! Junge Mädchen waren fast gar nicht da — eine jüdische Bankierstochter ausgenommen. Ein offenbar hochzeitstündendes Paar verdroß ihn vollends. Die Leute sahen gar nicht über aus — aber wie plebejisch benahmen sie sich! Sie drückten sich die Hände, warfen sich verleihe Blicke zu und küßterten mit einander, ohne auf ihre Nachbarn zur Rechten und Linken irgend welche Rücksicht zu nehmen.

Eben hatte Harald seine wenig befriedigende Musterung beendet, als ein neuer Gast erschien und mit höflicher Grube sich auf den leeren Platz neben ihm niederließ. „Es war ein Herr von sehr stattlicher Gestalt, der, obgleich er über die erste Jugend hinaus war, und durchaus keine regelmäßigen Züge besaß, doch für eine auffallend schöne Erscheinung gelten konnte. Sein mittelstark kurz geschmittenes und in der Mitte geschteiltes Haar, das sich auf der hohen Stirn widerpenstig ein wenig kräuselte, umgab einen kleinen, aristokratisch schmalen Kopf; der sehr gepflegte, ebenfalls in der Mitte getheilte braune Bart, der in zwei langen Spigen auf seine Brust hinabging, rahmte ein etwas bleiches Gesicht mit weichen Zügen ein, dem indess eine sehr lange, fein geschwungene Nase Charakter gab. Harald war, als habe er den Herrn schon irgendwo gesehen, doch konnte er sich durchaus nicht erinnern, bei welcher Gelegenheit das geschehen, da er niemals bisher mit Oesterreichern in Berührung gekommen war. Ein solcher war der Herr, das hörte er aus den wenigen Worten, die dieser mit dem Kellner wechselte, und der allerbesten Gesellschaft, wahrscheinlich der hohen Aristokratie gehörte er an, das stand fest. Es war eine unnaheähnliche Bornehmheit in seiner Erscheinung und seinem Benehmen, die Harald das angenehme Gefühl gab, unter seines Gleichen zu sein.“

Da er der Jüngere war, hielt er es nicht für schicklich, den Herrn, der schweigend sein Mahl verzehrte, anzureden, und erhob sich vor diesem, der noch speiste, mit der übrigen Gesellschaft von der Tafel, um im Garten den Kaffee zu trinken. Hier sah er im Schatten eines Vorbergebüches, das Fremdenbuch des Hotels studierend, als er plötzlich seinen Tischnachbarn vor sich sah. Er sprang auf, zog einen Stuhl heran und bot ihm dem Fremden an.

(Fortsetzung folgt.)

Die seltsame Sammlung.

Charles Rothschild in London besitzt die größte Flohsammlung der Welt, die aus 10,000 verschiedenen Exemplaren besteht. Er hat jetzt sogar eine Expedition in die arktischen Gegenden geschickt, damit dort seltene Fische für ihn gesammelt werden. Der Capitän und die Mannschaft sollen \$500 erhalten, wenn sie ihm einen Flock vom arktischen Fuchs liefern. Dieser Fuchs ist sehr selten und wird niemals lebend gefangen, und da die Fische ihn sogleich verlassen, wenn er todt ist, haben die tüchtigen Forscher eine schwierige Aufgabe vor sich. Das von Rothschild gecharterte Schiff ist der Wallfischjäger „Forget-Be-Not“. Die Leute an seinem Bord hoffen auch, den Flock des Eisbären, des Rennthiers, Eskimochundes, des arktischen Schneehafens und vieler anderer seltener Thiere zu fangen.

Charles Rothschild und sein älterer Bruder Walter haben die größte Privatammlung der Welt von toden und lebenden Thieren. Während aber Walter Rothschild das einzige Gehege spannt Zebus, das angeführt geht, und auch die größte Sammlung von Schilothoren hat, sammelt der jüngere Bruder außerordentlich kleine Thiere zu den großen Vierfüßlern und Reptilien seines Bruders. So lächerlich der Gedanke, Fische zu sammeln, auch er scheinen mag, so ist er doch thatsächlich von großem Werth für die Naturgeschichte. Der Flock ist wahrscheinlich das weitestverbreitete aller Insekten. Jedes Geschöpf mit warmem Blute hat seine besondere Art Flocke. So giebt es einen Flock des Menschen, des Hundes und der Raue, und keine dieser Arten vermischt sich ständia mit der anderen. Jedoch hatte bis jetzt Niemand die erstaunliche Aufgabe unternommen, eine Sammlung dieser thatsächlich unendlichen Arten von Flocken anzulegen.

Rothschild's Sammlung steht unter der Leitung des Naturforschers Dr. Jordan, der einige Arten der Sammlung wie folgt beschreibt: „Die größte bekannte Art ist der Maulwurfsflock, der ein Fünftel Zoll lang ist. Eine andere interessante Art ist der Flock des südamerikanischen Schopfnahns, der auf seinen Flügeln Klauen hat. Dieser Flock sieht wie ein kleiner Hamster aus. Wir haben auch den Flock des Strauchs, Elephanten, Sperlings, Onus, Flupferdes, Zebus, außerdem die fossilen Ueberreste vieler prähistorischer Fische, die auf der Erde herumgeschwommen, ehe der Mensch lebte.“ Die Flocke sind sehr intelligent und stehen mit den Ameisen weit höher, als viele der größeren Thiere.

Ihre Intelligenz ist von Zeit zu Zeit von den Menschen benützt worden, die Flocke dressirt haben, und mit ihnen Vorstellungen zu geben. Diese dressir-

ten Flocke konnten spielen, Miniaturgewehre tragen, Spielzeugreiter auf dem Rücken tragen, Aufstehen ziehen, wobei andere Flocke als Reiter und Passagiere dienten, fochten und zahlreiche andere erstaunliche Kunststücke ausführen. Jetzt tritt nur noch selten eine Truppe dressirter Flocke auf, denn im Allgemeinen findet das Publikum wenig Geschmack daran, und die aufzubewehende Arbeit und Geduld ist entsetzlich. Früher waren solche Truppen sehr häufig; es scheint, daß die Zeit dafür vorüber ist. Die Muskelstärke des Flocks ist im Verhältnis zu seiner Größe sehr bedeutend. Der gewöhnliche menschliche Flock kann viermal so hoch, wie seine eigene Größe ist, springen.

Bulle und Fußball.

Ein Londoner Blatt erzählt folgende schöne Geschichte vom Fußballspiel: Ein Bulle, der am Sonnabend auf einer Wiese in Hanley in Staffordshire grasste, interessirte sich sehr für eine Anzahl rothgekleideter Männer, die auf dem benachbarten Feld Fußball spielten. Es war das erste Mal, daß er das Spiel sah, und als er es durch den Zaun hinderte, wollte er gern daran theilnehmen und den Ball schleudern und darauf trampeln, wie er es von den Spielern sah. Eine Zeit lang hielt ihn seine natürliche Schüchternheit zurück. Aber die dahin eilenden rothen Jerseys und die gelbenden Rufe der Zuschauer waren zu viel, als daß ein vollständiger Stier ihm widersehen konnte. Mit einem entzückten Gebrüll griff er den Zaun an, brach hindurch und zerrte die Berührungslinie der Wiese.

Zu seinem größten Erstaunen war seine Ankunft: jedoch das Zeichen für ein sofortiges Nachlassen der Thätigkeit. Nach einem Sprung zu dem Ball stürzte sich der Bulle auf den nächsten Spieler in Roth, den er natürlich im Verdacht hatte, daß er den Ball ergriffen hätte. Der Mann kam jedoch als Erster zum Thor. Allmählich drang der Bulle in den Geist dieser angenehmen Unterhaltung ein und jagte die Gegner einzeln und gruppenweise. Die Spieler beim Ralmächter hatten sich inzwischen über eine Steinmauer zurückgezogen, und auch die Zuschauer hatten das Feld verlassen.

Ein Mann hatte von dem Bullen einen Fußtritt bekommen, legte aber keine Beschwerde wegen des Fehlschusses ein, wahrscheinlich weil auch der Unparteiliche das Feld geräumt hatte. Schließlich verschwanden alle Spieler bis auf zwei, einen Mann in roth und den Stier. Sie liefen einander nach um einen Baum herum, bis der Stier den Kopf wandte, um zu sehen, ob zufällig einer der anderen zurückgekommen wäre; da rannte der Mann schnell zur Mauer und kletterte auch hinüber.

Es war ein schmerzlicher Augenblick für den Bullen, als er bemerkte, daß auch sein letzter Fußballfreund ihm verlassen hatte. Gewissenhaft zerbroch er die Klagen der Berührungslinie und ging dann traurig auf seine Weide zurück, so daß das Spiel ohne ihn wieder aufgenommen werden konnte. Er glaubt noch, er hätte ein oder zwei Spiele glänzend gewinnen können, wenn die anderen Mitspieler nicht davon gelaufen wären.

Rob der Tabakspfeife.

Ein prächtiges Loblied auf die Tabakspfeife hat in der französischen Kammer der Abg. Journard gehalten. Ein Mann aus Nordost-Frankreich, er sagte: „In unserer Gegend giebt es, wie in allen nordischen Gegenden, wo der Winter lang ist, Gewohnheiten, auf welche der Gesehader Rücksicht nehmen muß. Der Bauer unserer Landes, der Arbeiter unserer Städte kennt die Cigarette nicht, sondern raucht seine Pfeife, die gute, große Pfeife. Meinen Sie, man könne eine solche Pfeife mit Tabak stopfen, der 12,50 Pfcs. das Kilo kostet? Die Leute müssen großgeschmittenen Tabak haben, der billig ist, denn wir können nicht die Pfeife unterdrücken und die Cigarette an deren Stelle sehen. Die Pfeife paßt für unser Klima und unseren Charakter. Wir haben im Norden lange Tage mit Schnee und Regen, und uns fehlt die schöne Sonnenglut des südlichen Frankreichs. Wir heben die Nase nicht zum Fenster hinaus, wenn der Sturmwind heult. Wir können nicht das ganze Jahr auf der Haustreppe sitzen und mit den Nachbarn plaudern, sondern lange Monate hindurch müssen wir unsere Pfeifen am Herd verbrühen. Da denken wir und rauchen. Die Pfeife ist nöthig für uns, denn sie ist die treue Begleiterin unserer Gedanken und unserer Melancholie. Ein kleines Röllchen feingehackten Tabak ist gut für die Südländer. Für sie ist die Cigarette nur die Gelegenheit zu einer hübschen Geste, ein bisschen Rauch in Bewegung und Sonne. Bei uns raucht man die Pfeife langsam, schweigend, nachdenklich, liebevoll. Uns unsere liebe Pfeife wegnehmen, das ist, wenn sie dem Araber sein Pferd nehmen wollten.“

Eine Frauenrechtlerin erklärt, es sei kein Grund vorhanden dafür, daß eine Frau ihren Mann nicht ernähren solle, wenn er wüthig sei. „Ja, aber es wäre doch unte, jeder Würde, sich von der Frau ernähren zu lassen.“

Der Kluge hat so viel zu denken, daß er nicht zum Sprechen, der Thor so viel zu sprechen, daß er nicht zum Denken kommt.